

# HELMUT ZIERL

# FOLLOW THE SUN



Der Sommer  
meines Lebens

LÜBBE



# INHALT & PLAYLIST

Cover

Über dieses Buch

Über den Autor

Titel

Impressum

Widmung

Bildstrecke

1 - Der Fehlstart

Jeronimo: »Heya«

The Beatles: »She's leaving Home«

2 - Auf der Strasse

Beatles: »I'll follow the Sun«

Janis Joplin: »Me and Bobby McGee«

Santana: »Abraxas«

3 - Die erste Nacht

Led Zeppelin: »Whole Lotta Love«

4 - Im Sog des Grand Place

Deep Purple: »Child in Time«

Rolling Stones: »Satisfaction«

The Beatles: »A hard Day's Night«

Alice Cooper: »School's out«

Barry Ryan: »Eloise«

Steppenwolf: »Born to be wild«

5 - Tirshata

Fleetwood Mac: »Oh well, Part 1«

6 - Kölner Klaus

7 - Am Bahnhof

Crosby, Stills, Nash & Young: »Déjà vu«, »Our House«

8 - Der Schmuck, der Pianist und die Grippe

9 - Porno und TM

George Harrison: »My sweet Lord«

- Gerome Ragni und James Rado: »Hair« (Musical)
- 10 - Biafra, Nizza
- 11 - Monique
- 12 - John ist tot  
Black Sabbath: »Paranoid«
- 13 - Schmetterling und Bongos  
Bob Dylan: »Mr. Tambourine Man«  
Joan Baez: »We shall overcome«  
Bee Gees: »How deep is your Love«  
Rolling Stones: »Aftermath«
- 14 - LSD  
Eric Burdon & War: »Nights in white Satin«  
Pink Floyd: »Atom Heart Mother«
- 15 - Bob und Abschied  
Rolling Stones: »As Tears go by«  
The Doors: »The End«, »Light my Fire«  
The Beatles: »Abbey Road«  
Crosby, Stills, Nash & Young: »Carry on«
- 16 - Ziellos
- 17 - Job mit Folgen
- 18 - Sonnyboy
- 19 - Ratlos und voller Angst
- 20 - Das Festival  
Simon & Garfunkel: »Sound of Silence«,  
»Mrs. Robinson«, »Bridge over troubled Water
- 21 - Ronny & Co.
- 22 - Amsterdam
- 23 - Santiagos Versuch
- 24 - Oh Happy Day  
Edwin Hawkins Singers: »Oh happy Day«
- 25 - Wiedersehen mit Tirshata  
Iron Butterfly: »In-a-Gadda-da-Vida«
- 26 - Marys Verhängnis
- 27 - Vor dem Tod ist nach dem Tod  
Leonard Cohen: »Suzanne«
- 28 - Die Fixer-WG

Cream: »Sunshine of your Love«

Led Zeppelin: »Stairway to Heaven«

29 - Flucht

The Beatles: »Hey Jude«, »Let it be«

30 - Nach Hause

Nachwort

## Über dieses Buch

1971, Lütjensee in der norddeutschen Provinz: Helmut Zierl ist 16 und steht mit seinem Armeesack an der Autobahnauffahrt Richtung Süden. Erst hat ihn die Schule rausgeschmissen, dann auch noch sein Vater. Und er denkt sich: Einfach der Sonne entgegen, mit 300 Mark in der Tasche den Sinn des Lebens suchen. Was folgt, sind drei Monate voller Liebe, Sex und Drogen, eine geballte Ladung Lebenserfahrung, die ihn an seine Grenze bringt. Drei Monate, die seinem Leben eine neue Richtung gaben.

## Über den Autor

Helmut Zierl, geboren 1954 in Meldorf, Kreis Süder-Dithmarschen in Schleswig Holstein, direkt an der Nordsee. In Kronprinzenkoog Mitte, einem Dorf mit zweihundert Einwohnern, besuchte Helmut Zierl die Grundschule und die ersten beiden Klassen des Gymnasiums in Marne. Danach: Lütjensee, ein Dorf in unmittelbarer Nähe Hamburgs und Übertritt ins Emil-von-Behring Gymnasium in Großhansdorf. Als eher mäßiger Schüler musste Helmut Zierl die Untersekunda wiederholen. Mit sechzehn Jahren von der Schule verwiesen, zu Hause rausgeschmissen und drei Monate auf der Straße gelebt. Danach Versöhnung, Mittlere Reife und Aufnahme am Hamburgischen Schauspielstudio Hiltburg Frese. Mehreren Jahren am Theater in Hannover folgte eine beeindruckende Karriere als TV-, Serien- und Filmschauspieler. Auszeichnungen: INTHEGA-PREISTRÄGER 2018 für »Tod eines Handlungsreisenden« als beste Inszenierung des Jahres, Publikumspreis aus Südtirol (2019) und Sonderpreis für die schauspielerischen Leistungen der letzten Jahre (2019).

HELMUT ZIERL

# FOLLOW THE SUN



Der Sommer meines Lebens

LÜBBE

Vollständige eBook-Ausgabe  
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

*Der Text folgt dem echten Leben, so wie der Autor es erinnert. Einige Namen,  
Orte und Details wurden zum Schutz der Rechte der Personen geändert.*

Originalausgabe

Copyright © 2020 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Angela Kuepper, München  
Alle Fotos im Innenteil, wenn nicht anders angegeben: Privatarchiv Helmut  
Zierl  
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München  
Umschlagfotos: © Helmut Zierl  
eBook-Produktion: Dörlemann Satz, Lemförde

ISBN 978-3-7325-9522-8

[www.luebbe.de](http://www.luebbe.de)

[www.lesejury.de](http://www.lesejury.de)

*Widmen möchte ich dieses Buch all den Zerbrochenen, den Lieengebliebenen, den Gestrandeten, den Fehlgeleiteten, die mir damals begegnet sind.*

*Sie alle waren einmal genau wie ich, hoffnungsfrohe Kinder, Stolz ihrer Eltern, die fröhlich und arglos mit neugierigen, unschuldigen Kinderaugen ins Leben starteten, bis sich ihr Blick aufs Leben verdunkelte ...*

*Sie wurden zu Opfern.*

*Sie stolperten, strauchelten, fielen und standen nicht mehr auf.*

*Ich werde sie nie vergessen.*



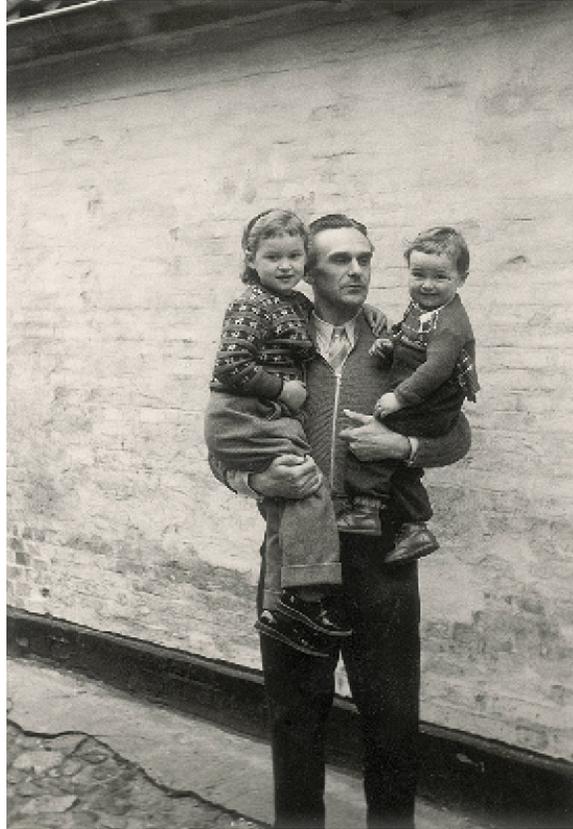
Klassenfahrt auf der Nordsee,  
kurz vor dem Rauswurf



Erste Schritte in Meldorf, und Schwester Gerdi passt auf



Familienidylle mit  
Hausmusik 1955



Mein Vater mit meiner  
Schwester Gerdi und  
mir



Gartenszene in  
Hemmingstedt mit  
Vater und Nachbar



Reichen die Haare bis zum Boden?



Stolzer Besitzer einer Victoria 2-Gang



Alufolie als Tapete -  
der letzte Schrei in Hamburg wie in Brüssel





Auf dem Grand Place mit Patrique und John,  
Monique hat fotografiert

Ringelshirt - mein treuer Begleiter  
bis zu dem Tausch gegen ein Hawaiihemd



Foto: Matthias Heuser



In meiner Küche in Lütjensee

# 1

## DER FEHLSTART

*Mai 1971*

Manchmal entscheidet sich der Verlauf des Lebens in einem einzigen kurzen Moment. Wohin genau es einen führt, ist noch nicht klar, aber dass etwas vorbei ist, daran gibt es keinen Zweifel ...

»Zierlchen, Zierlchen, was machst du nur?«

Ich stand im Büro des Schuldirektors und versuchte, meine Nervosität zu verbergen. Was hatte ich jetzt schon wieder verbockt?

Er saß hinter seinem schlichten, hässlichen Kiefernholzschreibtisch und fixierte mich mit seinen winzigen Schweinsaugen. Dieser immer leicht lauernde Blick war es, der mir schon zwei, drei Jahre zuvor solche Angst eingeflößt hatte, dass ich nachts schweißgebadet aufgewacht war und morgens Kopfschmerzen vorgeschoben hatte, um nicht in die Schule gehen zu müssen.

Von der Statur her war er nicht besonders ehrfurchtgebietend: Mitte fünfzig, klein, dicklich und ein wenig hohlwangig. Seine Glatze wies merkwürdige Dellen auf und wurde seitlich von ein paar grauen Haaren gerahmt. Eine Narbe zog sich über sein Gesicht; ich vermutete insgeheim, dass er sie sich bei einem Gefecht in einer Burschenschaft zugezogen hatte. Wie immer trug er einen seiner grauen, zu kurz geratenen Anzüge. Und

dennoch strahlte dieser Mann eine unglaubliche Autorität aus. Wenn er den Klassenraum mit leicht nach vorn gebeugtem Kopf betrat, wurde es augenblicklich mucksmäuschenstill. Seine Körperhaltung verlieh ihm etwas Bulliges. Das war auch der Grund, warum er von uns Schülern den Spitznamen Bulli erhalten hatte: Bulli Scholz.

In seiner Funktion als Lateinlehrer und Direktor des Gymnasiums, das ich besuchte, hatte er sich eine perfide Taktik zugelegt, die Schüler zu zermürben. Wenn er Vokabeln abfragte, pickte er sich treffsicher immer genau die »Wackelkandidaten« heraus, die unsicher waren. Drei Vokabeln nicht gewusst gab eine Sechs.

Mein Platz war in der hintersten Reihe im Klassenraum, aber das hielt ihn nicht davon ab, das Pult zu verlassen, um mich abzufragen. Mit jeder Vokabel, die ich nicht wusste, kam er näher auf mich zu. Sein Timing war immer perfekt: Er schien genau zu wissen, wann ich das dritte Mal versagen würde, denn exakt in dem Moment baute er sich dicht vor mir auf. Mit den Augen ging er mir gerade mal bis zum Kinn. Ich konnte seinen Atem spüren und wich unwillkürlich zurück.

Bis zur rückwärtigen Wand waren es ungefähr drei Meter, drei endlos erscheinende, qualvolle Meter, die er mich Schritt für Schritt zurückdrängte, bis ich buchstäblich mit dem Rücken zur Wand stand. Sein Gesicht blieb immer in gleichem Abstand zu mir. Mit seinen winzigen, zu Schlitzeln verengten Augen blickte er direkt in die meinen. Im Gleichmaß unserer Schritte erreichten wir die Mauer. Hier gab es kein Entkommen mehr. Er rückte noch näher und sagte dann mit leiser, bedrohlicher Stimme:

»Zierlchen, du hast schon wieder deine Vokabeln nicht gelernt. Was machen wir denn jetzt? Du kriegst erst mal eine Sechs, und schon bald knöpf ich mir dich wieder vor. Und ich warne dich: Beim nächsten Mal bist du dran.«

Was auch immer er damit meinte.

Tja, und nun schien es so weit zu sein. Ich spürte, wie meine Hände feucht wurden.

Minuten zuvor hatte mich der Hausmeister, ein kleiner, stämmiger Typ, unter dem Spott meiner Sitznachbarn aus dem Deutschunterricht geführt. Peinlich hoch drei war das gewesen! Wir Schüler mochten den Hausmeister – er drückte immer ein Auge zu, wenn er uns in den Pausen auf dem Klo beim Abschreiben der Hausaufgaben erwischte. Auf unserem Weg zum Direktorenzimmer aber war er ungewöhnlich ernst gewesen, und mir war immer mulmiger geworden. Kurz bevor er mich abgeliefert hatte, hatte er noch etwas wie »Viel Glück, mein Junge« gemurmelt, sich umgedreht und war Richtung Pausenhalle verschwunden. Verdammt, das roch nach Ärger.

Bulli Scholz hatte inzwischen seine Musterung beendet und kam hinter seinem Schreibtisch hervor. Betont langsam ging er auf mich zu und blieb einen Schritt entfernt von mir stehen. Der Blick aus seinen Schweinsäuglein hatte, wie mir schien, etwas Bedauerndes, als er zu sprechen begann.

»Ich kann nichts mehr für dich tun, Zierlchen. Die Polizei schalte ich nur deswegen nicht ein, weil ich Rücksicht auf deinen Vater nehmen möchte. Ich denke, der hat sowieso schon genug Ärger.«

Ich schwieg, starrte ihn an, Trotz und Verständnislosigkeit malten sich auf meinem Gesicht ab. Ich musste unbedingt cool bleiben, aber in meinem Kopf wirbelten die Gedanken wild durcheinander. Was sollte das? Wieso Polizei? Warum diese merkwürdige Veranstaltung hier im Direktorenzimmer? Könnte das etwa sein, weil ...

»Schade um dich, Zierlchen. Du hättest es geschafft. Das Zeug dazu hast du. Aber wie man so blöd sein kann, so dämlich, auf dem Raucherschulhof mit Haschisch zu handeln, das musst du mir erst mal erklären.«

Also doch! Jetzt war es raus.

Mit trotzig-verlogenenem Ton entgegnete ich: »Wie kommen Sie denn darauf?«

»Zierlchen, wir haben es schon lange geahnt, und jetzt bist du verpiffen worden. So einfach ist das.«

»Und wer erzählt so einen Stuss?« Ich konnte mir schon denken, wer. »Jens?«, fragte ich mit trockenem Mund.

Der Direktor übergang meine Frage. Von seinem Pokerface ließ sich nichts ablesen, aber das war auch gar nicht nötig.

Es gab noch einen anderen Bullensohn außer mir auf diesem Gymnasium – Jens eben. Er war einer, bei dem ich immer das Gefühl hatte, er würde mich argwöhnisch belauern. Im Gegensatz zu fast allen anderen Schülern hatte er noch total kurze Haare und machte einen braven, angepassten Eindruck. Zu Partys wurde er erst gar nicht eingeladen und hatte auf der Schule auch kaum Freunde. In gewisser Weise war er ein armer Kerl und hatte das gleiche Schicksal wie ich. Er musste sich zu Hause sicher auch andauernd Sprüche anhören wie: »Du bist ein Polizistensohn. Du hast der Dorfjugend ein Vorbild zu sein. Du ziehst dich vernünftig an und rennst nicht in diesen Hippieklamotten rum. Was sollen die Lehrer denken und was erst die Nachbarn? Du hast Meldung zu machen, wenn irgendeiner von deinen Kumpanen krumme Dinger dreht. Du hast dazwischenzugehen, wenn jemand verprügelt wird ...« Letzteres war eigentlich das einzig Annehmbare, diese Aufforderung zur Zivilcourage, aber ansonsten war das Leben als Bullensohn wirklich nicht einfach. Im Gegensatz zu mir, der ich auf dem Weg war, extrem zu rebellieren, fügte sich Jens, dieser Langweiler, in sein Schicksal, tat, was seine Alten von ihm erwarteten. Vielleicht hatte er sich ja einen kleinen Vorteil erhofft, indem er mich verpetzte. Während ich noch fieberhaft überlegte, welche Konsequenzen dieser Verrat haben könnte, räusperte sich Bulli Scholz.

»Das war's jetzt, Zierlchen. Ich habe schon mit deinem Vater telefoniert. Deine Eltern wissen Bescheid. Der Verweis wird heute noch schriftlich rausgehen.«

Verweis? Ich wurde von der Schule geschmissen?!

»Ich wünsche dir für dein weiteres Leben, dass du es doch noch zu etwas bringst. Vor allem aber: Lass die Finger von den Drogen. Es täte mir leid um dich.«

Das saß. Sein Bedauern wirkte ehrlich, was mich irritierte. Er schien besorgt. Ich hatte zum ersten Mal in den fünf Jahren, die ich jetzt auf der Schule war, das Gefühl, dass er mich vielleicht sogar mochte. Er gab mir die Hand. Ich nickte ihm zu und versuchte zu verbergen, dass ich einen riesigen Kloß im Hals hatte. Ohne ein weiteres Wort drehte ich mich um und schloss die blaue Tür seines Büros hinter mir. Alle Türen und auch die Fenster dieser Schule waren blau, die der Klassenräume genauso wie die der Lehrerzimmer und Büroräume. Selbst die vom Klo. Ich durchquerte die Aula und trat hinaus auf den asphaltierten Schulhof, in die herrlich warme Maisonette.

Und so verließ ich die hässlichste Schule der Welt. Sie war erst fünf Jahre zuvor fertiggestellt worden, ein typischer Sechzigerjahrebau aus Beton und roten Ziegelsteinen mit zwei großen Türmen, die durch einen kasernenähnlichen Flachbau verbunden waren, und »verschönert« eben durch die schrecklichen blauen Fenster. Die hässlichste Schule der Welt war errichtet worden, um den Kindern und Jugendlichen aus entlegeneren Dörfern im Nordosten Hamburgs den Weg zur Schule zu erleichtern. Der Ort war adäquat gewählt: groß genug, eines eigenen Gymnasiums würdig zu sein, relativ urban und mit einer eigenen U-Bahn-Verbindung nach Hamburg. Hier waren die akademischen Wohlstandsbürger zu Hause, zumeist Hamburg-Emigranten, die es zu etwas gebracht hatten und nun im Grünen lebten, aber die Nähe zur Großstadt nicht missen

wollten. Die meisten von ihnen hießen Herr und Frau Neureich: Herr und Frau Neureich, glücklich in ihrem neuen weißen Sechzigerjahrebungalow mit ihren vereinbarten zwei, maximal drei Kindern, die natürlich alle einmal auf dieses schicke, moderne Gymnasium gehen sollten. Sie unterstützten die Schule, indem sie einen Förderverein für Freunde des Gymnasiums gründeten. Das war natürlich sehr hilfreich, da floss Geld - nicht das Geld des Polizeiobermeisters Helmut Zierl senior, der verdiente zu wenig, aber das Geld des Rechtsanwaltes Harders oder des Neurologen Forster oder des ehrwürdigen hanseatischen Kaufmanns Westbrook - und ich schwöre, deren Kinder waren, was ihre schulischen Leistungen anging, nicht viel besser als ich. Aber sie wurden immer mit Bravour versetzt, während ich die Untersekunda gerade mehr schlecht als recht wiederholte.

Nun also überquerte ich den Schulhof und drehte mich nicht mehr um. Ich wollte diese scheußlichen Türme nie wieder sehen, und ich wollte auf gar keinen Fall den Direktor sehen, der mir möglicherweise aus seinem Bürofenster mitleidig hinterherglotzte. Dann hätte ich wahrscheinlich losgeheult.

Ich erreichte die Fahrradständer am Ende des Schulhofs, eine großzügige überdachte Fläche mit Platz für mindestens hundert Fahrräder und Mofas. Dort schnappte ich mir meine Zweigang-Victoria, riss sie vom Ständer, schmiss sie an und fuhr, die Schule keines Blickes mehr würdigend, Richtung Lütjensee, Richtung zu Hause.

Eines war klar: Hier war gerade etwas Gravierendes passiert. Es würde Konsequenzen haben, und es bescherte mir eine ungewisse Zukunft. Das war kein Spiel, das war nichts, was man mit ein paar Gesprächen hätte kitten können. Unwiderruflich hatte sich etwas entschieden, was ich selbst herausgefordert hatte. Es gab einen Bruch, der unerwartet schmerzhaft war, wie ich überrascht feststellte.

Ich spürte es im tiefsten Innern: Ein Lebensabschnitt war vorbei.

Ich knatterte mit meinem Mofa die Straßen entlang und kam dann zu dem geteerten Fahrradweg, der quer durch den Wald nach Lütjensee führte. Ich heulte inzwischen wie ein Schloshund. Auch wenn ich den ganzen Ärger provoziert hatte, war der Rausschmiss doch endgültig, und ich hatte keine Ahnung, was mich zu Hause erwartete. Die Tränen schossen mir regelrecht aus den Augen, sodass ich zeitweise kaum noch den Weg vor mir sehen konnte.

Das eintönige Knattern des Motors gab mir den Grundton für einen Song, den ich einige Monate zuvor mit zwei Freunden von der Schule einstudiert hatte. Wir hockten im Keller eines Mitschülers, hatten ein Schlagzeug, eine Gitarre und ein Mikrofon und spielten »Heya« von Jeronimo. Dieser Song war extrem simpel komponiert und ließ sich leicht covern. Dieses »Heya« sang ich jetzt laut zum Motorengeräusch vor mich hin. Anfangs konnte man es vielleicht tatsächlich noch als singen bezeichnen, aber bald fing ich an, es zu schreien, laut und verzweifelt. »Heya, heya, heya, heya, heya, heya, heya, heya, hey.« Heulend, greinend schrie ich es in den Wald hinein. Immer und immer wieder, bis meine Stimme versagte.

Die Sonne schien herab, es war einer dieser Tage, an denen sich die Wälder in und um Lütjensee herum noch einmal so richtig Kraft aus dem Boden holten, um dann in einem saftigen, frischen Grün aufzuleuchten und den Sommer zu erwarten, der ein besonders schöner und warmer werden sollte.

Erschreckt durch mein Gebrüll flatterten unzählige Vögel um mich herum auf. Vermutlich fühlten sie sich durch mich bei ihrem Nestbau gestört.

Schließlich erreichte ich die ersten Häuser Lütjensees. Gleich am Ortsanfang musste ich den Fahrradweg, der auf einer ehemaligen Gleisstrecke entlangführte, links

hinunterfahren. Ich passierte zwei Gärten, die unseren Nachbarn gehörten. Sie grüßten mich schon seit einem guten Jahr nicht mehr. Ich war ihnen ein Dorn im Auge, denn sie fürchteten, ich könnte ihre Kinder, die zwei, drei Jahre jünger waren als ich, verderben, sie möglicherweise mit Drogen anfüttern ... Totaler Quatsch. Vor zwei Jahren hatte ich den Jungs noch Nachhilfe in Englisch gegeben. Jetzt bewunderten sie mich heimlich, weil ich im Ort die längsten Haare hatte und man mir, dem Bullensohn, alles Mögliche andichtete. Zum Beispiel exzessiven Drogenkonsum.

Ich musste nur noch die Straße überqueren und kam direkt auf das Polizeigehöft zu. Das kleine Rotklinkerhaus stand direkt in der Kurve. Ein niedriger Jägerzaun begrenzte unser Grundstück. Alle Häuser in der Straße sahen ziemlich gleich aus, typische Siedlungsbauten aus den Fünfziger- und Sechzigerjahren. Mitten in unserem Haus befand sich ein »Dienstzimmer« - und das war sie dann auch schon, die Polizeistation Lütjensee.

Ich hielt vor der kleinen Holzpforte und stieß sie mit dem Fuß auf. Sie quietschte fürchterlich und musste dringend mal geölt werden. Ich schob mein Mofa in den Garten, lehnte es an einen Pfahl der Wäscheleinen, die über den Rasen gespannt waren, nahm meine Tasche vom Gepäckträger und lief ums Haus herum zur Eingangstür. Meine Beine wurden mit jedem Schritt schwerer, und mein Herz pochte wie wild. Was würde mich erwarten?

Mir war absolut klar, was ich meinen Eltern in den letzten zwei Jahren zugemutet hatte: unzählige Fünfen und Sechsen, hauptsächlich in Mathe und Chemie, unzählige Male die Schule geschwänzt, stattdessen mit der S-Bahn nach Hamburg gefahren, um in dem verruchtesten Kifferlokal der Stadt, *Bei Charly*, ein paar Joints zu rauchen. *Charly* machte schon morgens um sechs auf, um die Leute aufzufangen, die direkt aus den beiden einschlägigen Diskotheken, dem *Madhouse* und dem

*Grünspan*, kamen und noch nicht nach Hause gehen wollten oder kein Zuhause hatten. Charly selbst war ein gemütlicher, dicker älterer Herr mit einem großen Herzen für Gestrandete. Bei ihm wurde offen gedealt und geraucht. Man saß an normalen Kneipentischen, bestellte sich Tee, und irgendwann wurde aus irgendeiner Richtung ein Joint herumgereicht. Mittags fuhr ich dann nach Ahrensburg zurück und erwischte gerade noch den Schulbus, der mich zur gewohnten Zeit nach Hause brachte. Wenn ich dann von den Alten gefragt wurde, wie es denn in der Schule gewesen sei, antwortete ich stereotyp: »Wie immer«, ging in mein Zimmer und schlief erst mal zwei Stunden. An den Wochenenden kam ich oft und entgegen der Absprache mit meinen Eltern gar nicht nach Hause, sondern blieb bei Freunden.

Einmal wurde ich nachts von Kollegen meines Vaters an der Bushaltestelle in Trittau aufgegriffen. Man hatte mich verleumdet, es hieß, ich würde mit Drogen dealen. Ich musste mit zur Polizeiwache, wo sie mich durchsuchen wollten. Das winzige Piece Haschisch, das ich tatsächlich in Silberpapier eingewickelt in meiner Hosentasche hatte, konnte ich gerade noch wegschnipsen, bevor sie mich in den Streifenwagen bugsiierten. Es landete ausgerechnet am Hosenbein eines der beiden Polizeibeamten. Mir blieb fast das Herz stehen, aber er bemerkte es Gott sei Dank nicht. Jedenfalls fanden sie nichts und mussten mich, weil der Bus inzwischen weg war, auch noch nach Hause fahren.

Von meinem Zimmer aus, das mit dem Dienstzimmer durch ein Ofenrohr verbunden war, konnte ich das Gespräch der Polizisten mit meinen Eltern belauschen. Sie waren verzweifelt, offenbarten ihre Hilflosigkeit, ihre vergeblichen Versuche, mich zu ändern. Sie suchten händeringend nach Möglichkeiten, mir vor Augen zu führen, was ich gerade aus oder, besser, mit meinem Leben machte. Sie wären sogar bereit, mich irgendwo hinzugeben, wenn sie nur wüssten, wohin. Ein Internat